

## MEINE ERINNERUNG AN WOLFGANG LOCH

Sinn und Zweck meiner Ausführungen ist es, ein Bild zu vermitteln vom Eintritt Wolfgang Lochs in die Psychiatrische Klinik Tübingen, die damals von Walter Schulte geleitet wurde. Dazu muss ich Sie bitten, sich in die Situation vor Lochs Eintritt hineinzusetzen. Als ich am 1. Januar 1962 meinen Dienst in der Klinik antrat, war die Aegide Ernst Kretschmer, der als Emeritus noch im Souterrain der Klinik empfing, trotz des neuen Ordinariats noch nicht vorbei. Die Kollegen waren der Psychotherapie gegenüber verschreckt, denn es ging die Sage, dass Kretschmer jedem, der sich etwa in Stuttgart in psychotherapeutische Ausbildung begab, mit Rauswurf gedroht hatte. Walter Schulte versuchte, den psychotherapeutischen Geist in ein Kollegium hineinzutragen, das im großen und ganzen der Psychotherapie und vor allem der Psychoanalyse ambivalent bis ablehnend gegenüberstand. Schulte war selbst kein ausgebildeter Therapeut, aber ein sehr aufgeschlossener Psychiater und versuchte schon bald, einen Analytiker an die Klinik zu ziehen, um so unter anderem der frisch eingerichteten Psychotherapieabteilung im Dachstuhl etwas mehr Leben einzuhauchen. Er lud nacheinander drei gestandene Analytiker zu Vorträgen ein - Johannes Cremerius war einer davon, ein anderer Loch, der damals in Frankfurt arbeitete. Da häufig Gastvorträge stattfanden, war klinikintern nicht gleich zu erkennen, dass es sozusagen um verkappte Vorstellungsgespräche ging. Ich erhielt dann von außerhalb – von Margarete Mitscherlich, bei der ich in Heidelberg einige Interviews gehabt hatte - einen Wink, dass Wolfgang Loch Mitte 1964 nach Tübingen kommen würde, und mit einem Besuch in Frankfurt sicherte ich mir einen Analysenplatz. Das war insofern bitter nötig, als ich schon bald nach meinem Eintritt auf einer Psychotherapiestation eingesetzt worden war. Ein 17jähriger mit einer weit fortgeschrittenen Anorexie war mir gerade unter der Therapie weggestorben, und das Kollegium, das ich mit dem Verlauf befasste, habe ich als relativ unergiebig in Erinnerung. Ich wollte zumindest nachträglich wissen, warum der Fall (nach einem Therapeutenwechsel) so infaust verlaufen war, aber die Frage war wohl gar nicht zu beantworten.. Die acht Wochen Therapie – so weit davon die Rede sein konnte, denn es ging rasant bergab – habe ich 1977 unter dem Titel „Ein atypischer Fall von Anorexie“ in einer kinderpsychologischen Zeitschrift dokumentiert (der Fall eines männlichen Anorexie-Patienten war damals noch eine Seltenheit).

Die ersten beiden Wochen nach Lochs Kommen gestalteten sich so, dass Schulte ihn einlud, die täglichen Visiten auf der Privatstation mitzumachen, und da ich inzwischen als Privatassistent eingesetzt war, machten wir die Visiten zu dritt. Loch äußerte sich zu einzelnen Fällen, wovon mir vor allem eines in Erinnerung geblieben ist: von einer Patientin sagte er, er würde sie ihres Kinnes wegen nicht unbedingt in Therapie nehmen. Darin zeigte sich Lochs psychiatrischer Werdegang, der Augenmerk auf dysplastische Merkmale. Es war rasch zu erkennen, dass zwar nicht Schulte, aber das Kollegium darauf aus war, Loch ausgesucht schwere Fälle zuzuschauen. Ein Mann spielte eine Rolle, der Tübingen damals in Atem hielt: er entführte Kinderwagen, um sich der Gummiunterlagen zu bemächtigen. Ein Windel- und Gummi-Fetischist also, und mit leiser Angst verfolgte ich, wie das Rennen ausgehen würde. Natürlich war Loch nicht gewillt, sich auf den Fall einzulassen.

An den Konferenzen zweimal die Woche und den Fortbildungsnachmittagen nahm Loch regelmäßig teil, und hier habe ich ihn – bevor sie in der „Psyche“ erschienen – alle seine eben erst entstandenen Arbeiten über Depression, Melancholie, Schizophrenie vortragen hören. Loch machte es seinen Zuhörern nicht unbedingt leicht: er trug die Dinge so vor, wie sie dann im Text erschienen. Er hatte seinen eigenen Raum in dem besagten Souterrain, wo sich auch Röntgen, EEG usw. befanden. Natürlich war er in das Telefonnetz der Klinik eingeschaltet, und es konnte vorkommen, dass ihn dringende Anrufe während der Sitzung erreichten. Ich erinnere mich, bei Hermann Beland gelesen

zu haben, dass sein Lehranalytiker relativ viel telefonierte, und dass der Analysand trotzdem Gewinn davon hatte, indem er dem Analytiker einiges an Fertigkeiten abgucken konnte. So bekam ich zum Beispiel mit, dass Loch, der sich offenbar um die Leitung des Stuttgarter Instituts beworben hatte, einen Anruf erhielt, in dem die Entscheidung für Tübingen und gegen Stuttgart fiel.

Dass ich bei Loch auf der Couch lag, wurde von den gleichaltrigen Kollegen scharf beobachtet, und manchmal war es lästig, meine Analyse – die für mich natürlich etwas Privates und Geheimes war – kommentiert zu hören. „Es ist erstaunlich, wie Sie sich verändert haben“ sagte ein Kollege zu mir, was ich nicht gern hörte, weil es etwas nur mich selbst Angehendes in ein fremdes, offizielles Licht rückte. Bei einer Weihnachtsfeier der Klinik las Loch ein Gedicht vor, und ich war noch mit der Wirkung des Gedichts auf mich beschäftigt, als bereits die Kollegen schadenfroh angelaufen kamen, da ja nach stillschweigender Übereinkunft Ärzte zwar oft Violine spielen, aber besser keine Gedichte beisteuern. Später hat der eine oder andere Analytiker seinen Eindruck geäußert, die Analyse sei nicht genug abgeschirmt gewesen, was sicherlich zutrifft. Natürlich kam ich außer in den Sitzungen zu oft mit Loch zusammen: so besuchte er gelegentlich – während er sonst mit dem Kinderpsychiater Lempp und dem EEG-Mann Friedel im Souterrain seinen Kaffee trank – das im Dachgeschoss gelegene Kasino, und hier war für mich interessant, dass er sich nicht scheute, politische Stellung zu nehmen. Hier zeigte sich, dass Loch aus dem Kreis um Mitscherlich hervorgegangen war: Tübingen war damals politisch eher noch verschlafen, und das reichte bis zu den Diskussionen, die ein Film wie Ingmar Bergmans „Schweigen“ im Kasino hervorrief.

Loch hatte ein schönes, helles, weiträumiges Zimmer im Souterrain. Seinen Sessel hatte er am Kopfende der Couch, so dass ich – außer verbal – nicht viel von seiner Person wahrnahm, immer nur am Anfang und Ende der Stunde. Umso mehr nahm ich von seiner Umgebung wahr. An der einen Wand hingen drei Gemäldereproduktionen – Impressionisten, glaube ich –, aber der Inhalt der Bilder war weniger wichtig als die Art, wie Loch sie gehängt hatte: das mittlere gegenüber den beiden anderen etwas erhöht. Diese Bilder muss ich im Lauf der vier Jahre Analyse etliche Male in Gedanken umgehängt haben, so dass jetzt keines mehr erhöht hing und die drei eine mehr „demokratische“ Ordnung bildeten. Mich erinnerte das ganze Ensemble – zumal zur Ausstattung der Wand noch eine große Vase mit Schilfkolben gehörte – an eine Altarwand. Mir dämmerte etwas von einem sehr andersartigen kulturell-familiären Hintergrund – ein Eindruck, der sich beim Lesen von Lochs „Lebensabriss“ später noch vertiefte.

Mir ist bekannt, dass ein Stuttgarter Kollege (dem ich regelmäßig vor oder nach meiner Sitzung im Souterrain der Klinik begegnete) sich sehr negativ über seine Analyse bei Wolfgang Loch geäußert hat. Aber was er da über eine bestimmte Deutung mitteilt, die ihn offenbar zutiefst verstörte, wirkt auf mich aus dem Zusammenhang gerissen und dadurch wie die Szene aus einem absurden Film. Vielleicht handelt es sich um eines jener Missverständnisse, die Ferenczi als Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind beschrieben hat. Ich selbst habe dergleichen in vier Jahren Analyse nicht erlebt. Auffassungsdifferenzen betrafen allenfalls Literarisches – etwa die Einschätzung der Psychopathologie Rilkes –, aber da ich ja mehr mit der Dichtung als der Person Rilkes befasst war, berührte es mich nicht tiefer. Als ich später Tübingen den einen oder anderen Besuch abstattete, war Loch immer hochofregt – „Welch ein Glanz in meiner Hütte“ –, aber als ich die Rede auf Kohut brachte, den ich inzwischen gelesen und in Berlin gehört hatte (seine Unterscheidung von defensiven und kompensatorischen Strukturen traf nicht zuletzt auch auf Rilke zu), zeigte sich Loch nicht kompromissbereit: „Kohut ist für mich ein Brechmittel“, hieß es im Klartext. Ein andermal hatte Loch mitbekommen, dass ich meine literaturanalytische Arbeit inzwischen auch auf Märchen ausgedehnt

hatte – traditionellerweise eine Domäne der Jungianer - , und er tat sich schwer damit. Es gibt im Märchen über die Protagonisten verhängte Funktionseinbußen wie beispielsweise den Verlust des Sprechvermögens, die aber reversibler Natur sind und nicht schwerer genommen werden müssen, als es der Natur des Märchens entspricht. „Am meisten irritiert mich, dass sie nicht sprechen kann“ sagte Loch zu einem der Märchen. Die Äußerung sagt zweifellos etwas aus über Lochs idiosynkratisches Verhältnis zur Sprache, speziell zur Metapher. Es gibt, auf Kleist zurückgehend, die Unterscheidung zwischen Menschen, die zur *Metapher*, und solchen, die zur *Formel* tendieren, und Loch tendierte, im Gegensatz zu mir beispielsweise, zur Formel. Ein Satz aus der Arbeit über Regression bildet allerdings die Ausnahme: „Die Angst vor dem Nichts treibt uns in die Welt, die Sehnsucht nach dem Liebesobjekt zieht uns in ihren Schoß“.

Unsere Sitzungen fanden immer am frühen Nachmittag statt, sodass der Klinikbetrieb, der um 16 Uhr wieder begann, keinen Anspruch auf mich erheben konnte. Als sich dennoch einmal der Anruf einer Stationsschwester dorthin verirrte, fühlte ich mich wie ertappt. Kein Zufall: gleich der erste Traum am Beginn der Analyse – der *Initialtraum* – hatte eine Brücke gezeigt, die für die Beziehung zum Analytiker stand und die von einer mit zu dem Traum gehörenden weiblichen Figur - ungewiss welcher – angefliegen und bombardiert wurde. Von Lochs Umgang mit Deutungen ist mir vor allem in Erinnerung, dass er oft so formulierte, als stamme der Wortlaut vom Analysanden selbst: „Ich bin nicht schuld, dass der Vater nicht da ist“. (Das „Ich“ dieser Deutung war natürlich nicht das Ich Lochs, sondern das des Analysanden). Wichtig für mich war übrigens seine Meinung, ob man ein kleines Kind – wenn die Eltern auf eine Einladung gingen – eingeschlafen sich selbst überlassen dürfe. Für viele junge Paare an der Klinik war das oft ein Problem. „Wir wissen einfach nicht, was in einem Kind vorgeht, das aufwacht und seine Eltern nicht vorfindet“, sagte Loch dazu. Und als ich von einer häuslichen Krise berichtete – meine Frau musste operiert werden und ich übernahm die Versorgung unserer halbjährigen Tochter, die trotz zweier angereicherter Großmütter nicht zur Ruhe kam, sich aber unter meiner Obhut rasch beruhigte: „Dann hat sie eben zwei Mütter“, sagte Loch.

Berichten sollte ich noch von einer denkwürdigen Woche, in der der Analytiker Walter Schindler – ein Stekel-Schüler aus London – an der Klinik zu Gast war und mit einer Gruppe ausgewählter Kollegen tägliche Gruppensitzungen hielt. Schulte war dabei, auch Loch, und eigentlich hätte ich als Lochs Analysand wohl nicht dabei sein sollen, aber – ich mogelte mich hinein. Schindler, der schon mehrere süddeutsche Universitäten in dieser Weise bereist hatte, sorgte zunächst für eine streng „analytische“ Atmosphäre, indem er sich im Kreise umsah und dann kleine Zettel verteilte, auf die jeder seinen Stand in seiner Geschwisterreihe und ein kleines Symptom von sich notieren sollte. Schindler sammelte diese Zettel ein und sah jeden von uns „durchdringend“ an. Loch hatte, wie ich erinnere, als Symptom „Ungeduld“ vermerkt. Zwischen den beiden Analytikern lag Spannung in der Luft, die sich im Laufe einer der Sitzungen entlud. Ich sollte später Lochs Geduld selbst auf die Probe stellen, denn als ich das frisch im Hirzel-Verlag erschienene sogenannte „Viermännerbuch“ gelesen hatte und in der Stunde darauf die vielen Druckfehler erwähnte, die vor allem Lochs Text entstellten (ich fand, er müsse dies wissen), war mir, als hätte er am liebsten sofort mit dem Lektor telefoniert.

Meine Analyse dauerte etwa vier Jahre, mit drei Sitzungen pro Woche, und schloss ohne offizielles Ergebnis ab, denn Tübingen war ja bis dahin noch kein Ausbildungsort. Ich ging nach sechs Jahren von Tübingen fort. Ob die mir von Schulte angebotene Habilitation das Rechte für mich gewesen wäre, weiß ich bis heute nicht. Auf alle Fälle hatte ich ein fast druckfertiges Buchmanuskript im Reisegepäck. Intensive Jahre lagen hinter mir – nicht zuletzt dank der Präsenz von Wolfgang Loch.